

Von der Schwere der Welt

„Haus aus Zuckerguss“ nannten die Dorfbewohner die Villa, die mein Vater nach den architektonischen Visionen meiner Mutter hinter einem schmiedeeisernen Gartenzaun nah der Kirche hatte errichten lassen. Ursprünglich hatte es sich dabei um ein schlichtes, einstöckiges Gebäude in U-Form gehandelt, dem man im Nachhinein allerlei Treppchen und Türmchen im mallorquinischen Stil anfügt hatte, sodass das Ganze tatsächlich an ein Haus wie aus einem Märchen gemahnte - aus einem bitterbösen, wie mir schien. Denn mit dem Bau des Hauses, das auf Wunsch meiner Mutter in zartem Rosa gestrichen worden war, hatte der Zerfall unserer dreiköpfigen Familie erst begonnen; es war, als ob der äussere Kitsch die innere Fäulnis übertünchen sollte, so, wie in der Barockzeit parfümierter Puder vom Gestank der ungewaschenen Körper ablenken sollte. Als «einzige Tochter des Hauses», wie man so schön sagt, war mir von meinen Eltern eingetrichtert worden, gegen aussen den Schein zu wahren; wenigstens darin waren sie sich für einmal einig. Schein, wunderte ich mich, welcher Schein?

Das ganze Dorf wusste, dass meine Mutter in ihrer Festung aus rosa Zuckerguss das Bett tagelang nicht verliess, um sich mit Unmengen von Naschwerk über die Schwäche meines Vaters für thailändische Frauen hinwegzuträsten. Für mich sahen die Gespielinnen meines Vaters alle gleich aus, alle hatten sie das gleiche spöttische Lächeln in den Augen und waren zwei Köpfe kleiner als er; bis heute kann ich die eine nicht von der anderen unterscheiden, wo er doch unter dem Einfluss ihres Charmes schon lange in Pattaya lebt, weil's dort billiger ist, wie er sagt. Damals allerdings, als ich mit meinen Eltern noch in dem Haus aus Zuckerguss wohnte und in der Stadt auf die Kantonsschule ging, schmiss mein Vater mit dem Geld nur so um sich, wohl, weil es das Einzige war, womit er meine Mutter zu besänftigen vermochte. Obwohl mich meine Mutter lieber in der Modebranche als in der Mittelschule gesehen hätte – was bei ihrem zwanghaften Drang zur Verschönerung nicht weiter verwunderlich war -, war ich keine schlechte Schülerin; ich nutzte die Pausen und Zwischenstunden zum Lernen, denn ich war keins dieser Mädchen, das man in der Raucherecke oder auf der Parkwiese mit dabei haben wollte. Das musste auch Kuhnert bemerkt haben und zwar noch im selben Moment, als er uns in seiner ersten Deutschstunde mit seinen schläfrigen grauen Augen der Reihe nach ansah. Wobei, «ansehen» trifft es wohl kaum; gleichmütig glitt sein Blick unter den halb geschlossenen Lidern über unsere Haarschöpfe, bis er sich an den gewaltigen Brüsten von Inga festhakte, die diese wie stets ermattet vor sich auf ihrem Pult gelagert hatte.

Gerade so, als gehörten die Dinger nicht zu ihr, als hätte sie allzu schwer daran zu tragen, genauso schwer wie am Rest der Welt. - Wir anderen aber wogen – nichts. Nicht in Kuhnerts Augen, und kam es nicht allein darauf an? Ich war nicht die Einzige, die in den nachfolgenden Jahren verzweifelt um die Gunst dieses knapp mittelgrossen Mannes mit dem verstörenden Schlafzimmerblick warb; ich begann mich zu schminken für ihn, vergeblich; ich versuchte in seinen Stunden geistreich zu sein, umsonst; ich schrieb Aufsätze und Gedichte und Berichte für ihn mit dem Ergebnis, dass er mir riet, doch künftig die Finger von der deutschen Sprache zu lassen. Dafür hätte ich ihn umbringen können, auch dafür, und viele Jahre später habe ich es ja dann fast auch getan.